

1. Aus großer, ernster Zeit.

Ansprachen des Direktors.

4. August 1914.

Meine lieben Schüler!

Unsere Herzen beben unter dem Eindrücke der Ereignisse, die sich in den letzten Tagen vollzogen haben. Vor vier Wochen gingen wir wohlgenut in die Ferien — die einen in den Wald und ins Gebirge, die anderen ans Meer — und wir alle wohl haben uns an der Erhabenheit und an der Schönheit der Natur, an den Herrlichkeiten unserer Heimat erfreut und gestählt. Und heute!?

Der feierliche Ernst und die unvergleichliche Schwere der Schicksalsstunden, die über unser Vaterland hereingebrochen sind, muß auch Euch alle, ob klein, ob groß, aufs tiefste berühren, ja, ich denke, wie ein Pulschlag durch Euer ganzes Leben gehen.

Ich brauche Euch nicht zu erzählen, wie alles gekommen ist. Die Frevler sitzen an der Nawa und an der Seine, ja ihre Schandtaten und Schurkereien schreien zum Himmel, denn sie entfachen einen Weltenbrand. Unser herrlicher Kaiser, zu dem wir alle gerade in diesen Tagen mit Ehrfurcht und Stolz und mit felsenfestem Vertrauen aufblicken, hatte in seiner Friedensliebe das Möglichste getan, durchdrungen von dem tiefen Verantwortlichkeitsgefühl, das ein Herrscher eines in der Kultur hochstehenden Volkes haben muß, das aber den verbrecherischen Slaven und den hinterlistigen Galliern mangelt.

In einen gerechten, einen heiligen Krieg um die Ehre, ja um die Existenz des Reiches ziehen unsere Heere. Es wird auch unter Euch kaum einer sein, der nicht von Vater oder Bruder oder Verwandten Abschied nehmen mußte, wie wir Älteren von unseren Söhnen, wie wir Lehrer von lieben Kollegen und Freunden. Das Herz mag bluten bei dem Gedanken an die Schrecknisse, die ein heutiger Krieg mit all den neuen Mitteln moderner Erfindung für den Kampf auf dem Lande, auf der See, in der Luft darbietet, wir müssen aber auch wieder stolz sein, jeder einzelne von uns, wenn von den Unsrigen welche berufen sind, des Vaterlandes heiligste Güter zu verteidigen.

Auch der Krieg hat eine reinigende Kraft. Da löschen alle die kleinen und großen Gegensätze, die sonst die Menschen im einzelnen und in Ständen trennen, aus; Zwistigkeiten der Konfessionen, der politischen Parteien gehen unter in dem einen großen Gedanken: Das Vaterland ist in Gefahr, ja in der allergrößten, die es je erlebte. Wir waren schon lange die bestgehaßte, die meistbeneidete Nation, denn wir haben uns zu seltener Größe, zu Macht und Reichtum in den langen Friedensjahren emporgearbeitet.

Alles das steht auf dem Spiel. Unsere Gegner wollen Deutschland zermalmen!

Doch das darf bei uns keinen Kleinmut aufkommen lassen. Wer jung und kräftig ist, eilt begeistert zu den Fahnen, und wir, die wir zurückbleiben, dürfen die Hände nicht in den Schoß legen im mut- und tatlosen Grübeln über das, was kommen mag, sondern wir müssen, ein jeder in seinem Teile, unsere Pflicht tun, arbeiten und nicht verzweifeln. Ihr Jünglinge und Knaben, die Ihr nicht mitziehen könnt ins Feld, macht Euch nützlich daheim in den Freistunden, erleichtert und erheitert das schwere, ernste Leben Euren Angehörigen, bleibt von der Straße fort, gebt Euch ernstest Beschäftigungen hin! Wohl sollt auch Ihr mit Spannung den großen Ereignissen folgen, die sich an-

kündigen, und immer wieder Eure jungen Herzen füllen mit Begeisterung, mit Glauben, mit Hoffnung. Dieser Krieg ist auch für Euch eine herbe Schule; sie lehrt Euch den tiefen Ernst des Lebens frühe kennen durch die schreckenwollste Gefahr, die je über unser Vaterland hereingebrochen ist. Eine solche Zeit, wie die jetzige, ruft mit ehernem Munde ihrer noch nicht waffenfähigen Jugend zu: Nutze jeden Augenblick, um Dich geistig und leiblich tüchtig und stark und sittlich fest zu machen!

In diesem Sinne wollen wir an unsere Arbeit wieder herantreten, mag es uns allen auch schwer fallen, die Gedanken von dem abzulenken, das unser Herz zum Springen füllt.

Wir wollen für unsere Heere beten, wir wollen festhalten an dem Glauben, daß die Weltgeschichte das Weltgericht ist, daß der alte Gott noch lebt, der unser Vaterland vor hundert Jahren aus Not und Gefahr errettete, wir wollen glauben an die unverwüßliche Größe und Zukunft unseres Vaterlandes.

Gott sei mit Kaiser und Reich, Gott schirme unsere wackeren Krieger und verleihe ihnen den Sieg!

22. August 1914.

In dieser ehernen Zeit, wie sie niemals ernster und schwerer über unser Vaterland hereingebrochen ist, wie sie aber auch niemals ein einigereres Volk von Brüdern gesehen hat, wollen auch wir uns nicht nach Religion und Konfession von einander sondern, wenn wir unsere Gedanken und Herzen und Hände zu jenem Herrn dadoben emporheben, der die Geschicke der Völker lenkt. Die Not entwickelt Kraft und schmiedet zusammen und lehrt beten. War es nicht etwas Großes und Herrliches, daß eine zahllose Menge in Berlin, aus allen Ständen und Bekenntnissen zusammengesetzt, nach der Kriegserklärung an Rußland mit brausendem Gesange „Nun danket alle Gott!“ anhob, daß zu anderer Stunde ein junger Künstler auf dem Schloßplatz mitten in der Menge das Niederländische Gebet „Wir treten zum Beten“ anstimmte und Hunderte einfielen, daß ca. 30 000 Menschen am Bismarck-Denkmal, wo Feldgottesdienst abgehalten wurde, wie aus einem Munde, das Vaterunser beteten? Das feste Vertrauen auf einen gerechten Gott, der sich nimmermehr auf die Seite unserer verlogenen Gegner stellen kann, durchzittert solche Klänge. Wir spüren es alle: Eine neue große Zeit ist heraufgezogen, ein gereinigtes, neu geeinigtes, mächtiges Deutschland wie nie zuvor. Ein jeder, ob alt, ob jung, wurde von dieser Weihe einer heiligen Zeit berührt, wurde innerlicher, tiefer, stiller, stärker. Ich denke, auch Ihr alle, liebe Schüler! Der einzelne macht, je älter er wird, die Erfahrung, daß alltägliche Ärgernisse, Mißhelligkeiten, Enttäuschungen, Entbehrungen, Hemmungen ihn oft mehr quälen als nötig, ja aus der Fassung bringen, während ein großer, tiefer Schmerz ihn gefaßt und getrost findet. Wie ist das zu erklären? In jenen Fällen setzen wir zu geringen inneren Widerstand den Reibungen entgegen, in diesen stemmen wir uns mit der ganzen Kraft unserer Seele dagegen. Und ferner! Aus einem wirklich tiefen, großen Schmerz erblüht geheimnisreiche Andacht; wir sehen dem Leben selbst, dem Menschenlos, dem Schicksal, der Gottheit ins große Auge.

Wie bei dem einzelnen, so ist es auch bei dem deutschen Volke in diesen Wochen. Die ungeheure Gefahr, die über uns schwebt, hat unsere Volksseele stark gemacht zu Innerlichkeit und Sittlichkeit und Glaubensmut. Wie Schlacken sind Schäden und Schwächen gewichen, und das reine Gold des germanischen Charakters blinkt hervor. Wir wissen: Es gilt die große Probe. Wir wohnen in der Mitte Europas, man hat Deutschland das Herz Europas, das Herz der Welt genannt, sein bestes geistiges Blut hat dies Herz über die Völker ausgeströmt, und von ihnen ist wieder neues zurückgeströmt. Es war ein Geben und Nehmen, namentlich zwischen Deutschland und England. Jetzt hat dieses alle Fäden zerschnitten, die die stammverwandten Völker verbanden; es ist für viele von uns und für viele dadrüben selbst unbegreiflich. Englische Staatsmänner, die immer dankbar anerkannten, was sie Deutschlands Hochschulen, Deutschlands Denkern und Dichtern schuldeten, haben

mit ihrem Namen die Kriegserklärung besiegelt. Und andere wieder haben offen erklärt, sie verständen ihr Vaterland nicht mehr, d. h. jene Clique, die in England seit etlichen Jahren die Politik macht. Und wahrlich, es ist ein Rätsel: Das Volk eines Shakespeare, Scott, Byron, Newton, Milton — wer nennt alle die großen Namen, die uns ebenso gehören wie ihren Volksgenossen? — verbündet sich mit Slaven und Romanen, heßt sogar die gelbe Rasse auf die germanischen Brüder! Und warum? Weil die schele Mißgunst und der bleiche Neid, diese Geburten des brutalen Egoismus, die Vernunft verblendeten und eine wahrhaft teuflische Bosheit erzeugten, ein ungeheuerliches Verbrechen wider die Menschheit.

Doch — wenn die Welt voll Teufel wär,
Es soll uns doch gelingen!

Wir streiten für eine heilige Sache, die aus dem Geiste der Wahrheit geboren wurde, wir streiten — und das erkennen auch die skandinavischen Völker und die Schweizer und hoffentlich auch die Amerikaner — für die germanische Kultur. Kultur ist Gesittung, die sich auf Religion und Moral, auf Wissenschaft und Kunst gründet. Barbarei sind Königsmord, Eid- und Ehrenwortbrüche, brutale Gewalt, Schüsse aus dem Hinterhalt auf Verwundete und Diener des Roten Kreuzes, Martern und andere Greuel, wie sie in Belgien und Frankreich und Rußland von Bauern und Bürgern, von Frauen und Kindern verübt wurden. —

Ein heiliger Zorn gibt unserem Schwert die Schärfe. Und wir wollen Gott danken, daß er bisher auf dem deutschen Meer, das frei von feindlichen Schiffen, und auf deutscher Erde, die von Fremden gesäubert ist, sichtlich unsere Waffen gesegnet hat. Im Osten und besonders im Westen sind schon jetzt herrliche, ja gewaltige Siege errungen worden. Unaufhaltsam ist der Vorsturm unserer von einem Geiste, von glühendster Begeisterung beseelten Truppen. Wir können das Vertrauen, ja die felsenfeste Zuversicht haben: „Der Sieg muß uns doch bleiben!“ Das walte Gott!

Sedan 1914.

Nun laßt die Glocken von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes Geleucht facht an!
Der Herr hat Großes an uns getan.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Das Lied ist das Sedanlied geworden, das uns durch die vier Jahrzehnte begleitet hat. Und wahrlich, es war ein in der Weltgeschichte noch unerhörtes Ereignis: der Fall der Feste, der Sturz des Kaiserthrones, die Vernichtung und Gefangennahme einer ganzen Armee: 25 000 waren gefallen, 83 000 Mann streckten die Waffen, darunter ein Marschall, 40 Generale, 230 Stabsoffiziere, 2600 Offiziere, alles Kriegsmaterial, bestehend aus 320 Feldgeschützen, 70 Mitrailleusen, 150 Feldkanonen, 10 000 Pferden, und der Korse, der Kaiser gefangen!!

Wenn wir uns heute in jene Zeit zurückversetzen, so können wir unmöglich davon die Ereignisse unserer jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart trennen. Denn das Jahr 70 ist wieder erstanden. Von neuem werden mit Blut getränkt die Felder, auf denen damals gerungen wurde. Die Lage von Weißenburg und Wörth und Gravelotte und Metz und Sedan finden ihr Gegenbild in den Schlachten von Müllhausen, Lagarde, Metz, St. Quentin, Mezières und an der Maas entlang, wo sie noch fort dauern.

Doch wie in den 44 Jahren alles im Verkehrsleben, in Technik und Heereswesen sich ins Ungemeinere gesteigert hat, so auch das Völkerringen der letzten Wochen. Damals kämpften Hunderttausende, jetzt Millionenheere; nicht eine Schlacht wird geschlagen, sondern eine ganze Reihe von

Schlachten gleichzeitig und tagelang, und ihr Gebiet umspannt 50, 70, ja Hunderte von Kilometern. Wahrlich das Wort gilt: Alles „hebt der Krieg ins Ungemeine“, ins Riesengroße, Gewaltige. 1870 gab es noch keine Autos, keine drahtlose Telegraphie, keine Luftschiffe, nicht jene Geschosse, wie sie in Lüttich Panzertürme und Betonplatten zertrümmerten. Was war damals die Ursache des Krieges? Frankreich hielt das Europäische Gleichgewicht durch Preußen nach dem Siege von Sadowa gestört, und der Kaiser der Franzosen wollte den wackligen Thron durch Siege festigen. England und Rußland und Österreich blieben neutral. Ende Juli 1914 wirkte eine ganze Legion von Kriegsursachen mit, die wir jedoch leicht auf eine Formel bringen können, die kaltherrig der britische Vetter aufstellte: *Germania delenda est*. Und was ist Deutschlands Verbrechen gegen die übrigen Völker? Es ist fleißig und tüchtig und ehrlich und hat die anderen nicht, wie einst schon in Wissenschaft und Kunst, sondern auch in Handel und Industrie überflügelt und hatte die Dreistigkeit, sich eine mächtige Flotte zu schaffen. Damit war das europäische Gleichgewicht gestört! Doch es ist herrlich, wie die Not Kraft entwickelt, das Selbstgefühl hebt und Schwierigkeiten, Hemmnisse, Kleinmut und Verzagen überwindet. Als zunächst an Rußland der Krieg erklärt war, da dachte und hoffte mancher noch: England bleibt neutral, denn Rußland war doch immer sein natürlicher Feind, bei den Reibungsflächen in Asien! England erklärte den Krieg. Da dachte und hoffte mancher: Japan bleibt doch sicher neutral! Hat es doch erst vor wenigen Jahren Rußland niedergeworfen, und nun soll dieses an seiner Seite stehen? Sollte Japan alles das, was es von uns gelernt hat, mit schönem Undank vergelten? Japan erklärte den Krieg. Wahr wurde jenes Gedicht von Anthes aus 1904. — Optimisten hoffen jetzt auf Amerika. Doch daß Amerika die Waffen gegen sein Mutterland erhebe, ist ausgeschlossen. Die Sprache, die seine Presse gegen die Deutschen bisher geführt hat, ist von Deutschenhaß erfüllt. — So lehrt dieser Krieg, hoffentlich für alle Zeiten: Stelle dich, Deutschland, im unzertrennlichen Bunde mit Österreich, auf eigene Füße! Sieh nicht rechts und nicht links! Wende dich endlich ab von der Ausländerei. Die bringt nur Spott und Hohn ein und ist ganz trügerisch in der Not!

Was jetzt Wilhelm II. erlebte, das war — in abgeschwächtem Maße — schon seinem Ahn Friedrich II. beschieden. Der schrieb an seine Schwester: „Dieses Jahr wird man sehen, was Preußen ist und wie wir durch unsere Kraft und unsere Manneszucht mit dem Ungehum der Franzosen, der Wildheit der Russen und der Überzahl aller derer fertig werden, die uns entgegentreten“. Er erfuhr das Gleiche an Tücke und Lüge wie sein Nachkomme jetzt; mit Empörung ruft er aus: „O Zeiten! O Sitten! Wahrlich besser wäre es, inmitten von Tigern und Leoparden zu leben als in einem Zeitalter, das sich gesittet nennt, inmitten von Heuchlern, Räubern und Treubrechern“. Und leuchten wir heute unseren Gegnern ins Herz, so finden wir denselben brutalen Eigennutz, der vor keinem Mittel niedriger Bosheit zurückschrickt. Von langer Hand vorbereitet ward ein schamloser Überfall von Rußland, dessen despotische Monarchie sich nur noch durch Länder- und Machterwerb aufrecht erhalten kann, von Frankreich, das den Frieden von 1871 immer nur als Waffenstillstand betrachtete, und von England, das den (technisch und geistig und sittlich) überlegenen Konkurrenten auf dem Weltmarkt beseitigen möchte. Selbst der einsichtige Staatsmann Burns, der den Standpunkt der Neutralität vertrat, schiebt die Völkerverwandtschaft und alle sittlichen Momente — was haben die mit Politik zu schaffen? — beiseite und erklärte, die Neutralität hätte jetzt wie 1870 ein gutes Geschäft für England bedeutet, denn Frankreich und Deutschland seien damals gut zahlende Abnehmer gewesen und hätten es wieder sein können. So ist für Burns der Krieg Englands gegen uns eine geschäftliche Dummheit — wir aber sagen: Wen Gott verderben will, den schlägt er mit Dummheit. Bei den Engländern ist diese Dummheit nicht bloß intellektuell, nicht bloß wirtschaftlich, sondern moralisch; sie widerstreitet aller höheren Vernunft. Wir erkennen ja doch immer mehr: Uns trennt eine ganze

sittliche Weltanschauung von unseren Gegnern, deren Waffen von Haß und Neid und Bosheit vergiftet sind. Die Russen haben den Meuchelmord von Serajewo angestiftet und feierlich besiegelt, und Meuchelmord verrichten Franzosen und Belgier alle Tage. Ja, er gilt ihnen als Pflicht. Der Totenkopf eines von Franktireurs 1870 erschossenen preußischen Mannen dient noch heute dessen Nachkommen als Tintenfaß, als Trophäe nationalen Heldentums. Die Behörden von Städten und Dörfern haben Greise und Frauen und Knaben bewaffnet, daß sie auf jeden Deutschen schossen, ob er auch die Binde des Roten Kreuzes trüge oder verwundet sei. Man denke, die Franzosen drängen über die deutsche Grenze, ob eine deutsche Bauersfrau wohl eine Pistole dann bereit hätte, um hinterwärts den Ahnungslosen zu erschießen? Ja, wenn er ihre Ehre frech antasten wollte, würde sie sich verteidigen wie die Dorothea in Goethes herrlicher Dichtung. So verschieden sind die Grundanschauungen der den Krieg führenden Völker von den unsrigen. England spielte sich immer als Sittenrichter Europas auf, so auch jetzt wieder. Dabei tritt es alles Völkerrecht der Neutralität mit Füßen, kapert deutsche Schiffe in neutralen Häfen, schleppt Deutsche von italienischen Schiffen weg nach Gibraltar, kurz, es übt Seeräuberei. Seine Politik war ja längst schon jenseits von gut und böse; gerade die Eigenschaften, die jeder englische gentleman für Grundbedingung seines Wesens hält: Wahrhaftigkeit und Anständigkeit, tritt die Politik mit Füßen. Cecil Rhodes, der brutale Anführer des Burenkrieges, vertrat den Standpunkt, und der ist tatsächlich immer bei England maßgebend gewesen, wenn auch kaum je so unerbötlich ausgesprochen: „Was meinem Vaterlande nützt, das ist das Rechte“. Damit aber wird jede Sittlichkeit ausgeschaltet. Sittliche Weltordnung ist Phrase, Recht und Billigkeit sind Schwäche. Der brutale Eigennutz herrsche mit allen Mitteln der Bosheit! — Wir aber führen, wie 1870 schnöde überfallen, den Krieg mit reinem Gewissen. Der Falschheit haben wir die Maske von dem Gesichte gerissen, und mögen die Gegner an hahnenbüchener Verlogenheit sich übertreffen und die Neutralen und die eigenen Völker zu täuschen suchen: Unsere Taten reden. Vor ihnen verstummt unweigerlich alle Heuchelei.

Was 1870 uns den Sieg gab, was schon heute gewaltige Taten erzeugte — man denke nur an Lüttich, Metz, die masurischen Seen — das ist der Geist, der in unserem Heere, in unserem ganzen Volke lebt. — Das kann auch unter Euch, liebe Schüler, ein jeder begreifen und möge es sich zur Richtschnur nehmen: Nur die Treue im Kleinen erwirkt den Erfolg im Großen. Jeder Soldat weiß genau, was er zu tun hat, bis ins Geringste hinein ist er ausgebildet, in der Handhabung der Waffe, im Marsch-Tempo, in der Ausdauer, im Gehorsam; jede Kompanie ist eine geschlossene Einheit; alle sind Kameraden, und der Leutnant, der Führer, weiß sich eins mit ihnen; er fordert viel, weil er sich selbst nicht schon, aber er sorgt auch für sie. Alle Bataillone, Regimenter, Brigaden, Armeekorps sind wie Glieder eines mächtigen Uhrwerkes; im leitenden Hauptquartier laufen die Nachrichten, durch Telefon und Autos vermittelt, ein, neue Entschlüsse werden gefaßt, neue Aufgaben gestellt, die Kräfte am rechten Ort, zu rechter Zeit verwandt. „Es ist der Geist, der sich den Körper baut!“ Das gilt von unseren deutschen Heeren. Das sind nicht Söldner, die von der Werbetrommel zusammengerufen sind, das sind nicht breite, stumpfe Massen, sondern jeder einzelne ist von der Pflicht als einer persönlichen Verantwortung beseelt. Und wie mit dem Heere, so ist es mit dem ganzen Volk. Die große Not der Zeit hat es zusammengeschweißt. Ein Leib, eine Seele das ganze Volk. Das Haupt der Kaiser, der nie so groß da stand wie jetzt. Alle sind Glieder eines Leibes, alle Brüder, von dem Willen zum Siege bis zum letzten Atemzuge erfüllt. Und darin liegt seine Unüberwindlichkeit.

Vom Standpunkte des Friedens aus ist der Krieg eine Völkergeißel in der Hand Gottes, er breitet Vernichtung und Verderben aus, in seinem Solde steht der Mäher Tod; Staaten und Städte fegt er hinweg. Und doch! Nur aus ihm sind Völkerverbände, Städte, Staaten, Zivilisation,

Kultur hervorgegangen. Er weckt die Leidenschaft heißer Vaterlandsliebe und den Haß wider Tyrannei und alles Böse, er reißt alle Kräfte der Seele zusammen, hebt über den Eigenwillen empor, er wird zur Religion. Wie die Tragödie die höchste Form der Dichtung ist, die reinigend auf die Gefühle der Menschenbrust einwirkt, so ist der Krieg die heroische Form des menschlichen Lebens, er ist tragische Lebenspoesie. Und daher gibt er den Äußerungen des Empfindens der Volkseele den Stil der Erhabenheit oder schlichter Würde, die alles Erleben des einzelnen mit seinen Wünschen und Hoffnungen und Schmerzen untergehen läßt in dem einen Gedanken an das große Ganze. Davon zeugten auch die Inschriften unserer ins Feld ziehenden Krieger an den Eisenbahnzügen. *) Von demselben heldenhaften Geiste sind auch so manche Lieder erfüllt, „Manneslied“, „Reiterlied“, „Kriegslied“, „Dem Heere“, „Gebet ans Volk“. **)

Von geradezu klassischer Einfachheit und Würde des Stils sind die Berichte des Generalquartiermeisters von Stein. Sie stechen von den prahlerischen Lügen der Gegner ebenso scharf ab, wie die Telegramme der beiden besiegten Könige von denen der beiden siegreichen Kaiser, die für die innige Waffenbrüderschaft die herzlichsten Töne zu finden wußten. Und wenn die Heerführer an das Hauptquartier den Erfolg tagelangen, heißen Ringens meldeten, so faßten sie es in fünf Worte zusammen: „Die vorgeschriebene Linie ist erreicht“.

In solcher Einfachheit liegt echte Größe. Wir wollen uns nicht überheben, aber wir wollen stolz sein. Der Glanz der Ruhmestat von Sedan wird auch durch die künftigen Zeiten strahlen. Wer auch nur als 14-jähriger Sekundaner jene wunderbaren Tage durchlebte, der vergißt sie nimmer. Und Ihr alle werdet die Größe der Gegenwart als einen unzerstörbaren Schatz Euer Leben hindurch bewahren. Möchtet Ihr ahnen und mehr und mehr begreifen, welche sittlichen Volkskräfte jetzt am Werke sind, was für Taten vollbracht werden, nicht bloß mit der Klinge oder mit dem Kolben und mit Kanonen, sondern durch die Pflichttreue im Kleinen und Einzelnen, durch die Vaterlandsbegeisterung im Ganzen und durch geniale Tüchtigkeit. Was haben wir schon erlebt — was brachten die letzten Tage noch — ein russisches Sedan bei Tannenberg! — was werden die kommenden Wochen bringen? Etwas nie Dagewesenes zu erleben, das schwellt die Brust, das hebt jeden über sich hinaus und legt jedem, groß und klein, Pflichten auf. Kriegsdienst leistet nicht nur das Volk draußen, sondern auch das Volk daheim, wenn es Verwundete pflegt, Liebe erweist den Darbenden und Not lindert in den Familien der Krieger, ja wenn es in der täglichen kleinen Pflicht treu besunden wird.

Noch ist es verfrüht, Siegesfeiern zu halten — immer neue Massen werden Franzosen und Russen und Engländer heranzuführen — aber wir werden sie niederzwingen durch den Geist, der in jedem Geringsten und in dem Höchsten mächtig ist. Von dieser Zuversicht erfüllt, rufen wir: Kaiser und Reich hoch! hoch! hoch!

8. September 1914.

Meine lieben Herren Kollegen!

Meine lieben Schüler!

Eine tiefschmerzliche Mitteilung ist uns zugegangen: Unser lieber Manger ist gefallen.

Mit ihm ward der Besten einer dahingerafft. Darin sind wir alle einig, und alle die, welche dem trefflichen Menschen sonst näher treten durften. Was war es, das so unwiderstehlich jeden sofort für ihn einnahm, unweigerlich fesselte und für alle Zeit festhielt?

*) Vergl. das Büchlein: „Mit Ernst und Scherz in den Krieg. Eisenbahnausschriften aus der Zeit der ersten Truppenbeförderung. Gesammelt und herausgegeben zum Besten des Roten Kreuzes von H. Grimme“ (Münster i. W. 1914, Aschendorff, 30 Pfg.). Einen nicht unbeträchtlichen Teil der Sammlung steuerten Schüler unseres Gymnasiums bei.

**) Diese u. a. Gedichte wurden von Schülern vorgetragen.

Es war sein durchaus lauterer Wesen. Der Grieche nannte einen solchen Mann *καλὸς κἀγαθός* — der Römer *anima candida*.

Mit seinem freundlichen und bescheidenen und doch bestimmten und festgegründeten Wesen, mit seiner gediegenen Tüchtigkeit und Wissenschaftlichkeit wurde er seinen Amtsgenossen ein hochgeschätzter Kollege und mit seinem herrlichen Charakter ein lieber, treuer, unvergeßlicher Freund.

Seinen Schülern — und Ihr alle werdet wohl das Glück gehabt haben, seine Schüler kürzere oder längere Zeit gewesen zu sein und Ihr werdet es bestätigen — seinen Schülern war er ein begeisterter Dolmetsch echter Frömmigkeit in den Religionsstunden, echter Vaterlandsliebe in den Geschichtsstunden, ein Muster an Gewissenhaftigkeit, von höchstem pädagogischen Geschick in allen übrigen Fächern, ein Erzieher von Gottes Gnaden. Fern jeder Schablone und jedem Scheinwesen, war er durchglüht von jener Menschenfreundlichkeit, die allein das Erziehungswerk wertvoll gestaltet, den Eltern stets ein gütiger Berater, Euch Jünglingen und Knaben ein väterlicher Freund. So wird er unter den vielen fortleben, die ihn kennen und schätzen und lieben lernten. Und nun liegt sein Tagewerk vor der Zeit abgebrochen da.

Hugo Manger wurde am 4. Februar 1878 zu Obernberg in Hessen geboren, als Sohn des evangel.-luther. Pfarrers Metropolitan a. D. Christian Manger, bestand die Reifeprüfung am Gymnasium zu Marburg am 30. März 1895, studierte Theologie in Marburg und Berlin, dann Geschichte und Philosophie, bestand 1899 die erste theolog. Prüfung und das sogen. Tentamen, erwarb den Doktorgrad 1901 und in der Oberlehrerprüfung die Befähigung für Religion und Geschichte für die oberste Stufe mit Auszeichnung, legte das Seminarjahr am Kgl. Gymnasium in Cassel, das Probejahr teils in Marburg, teils hier am Kgl. Kaiser-Friedrichs-Gymnasium ab.

So hatte unsere Schule das Glück, den trefflichen Pädagogen und herrlichen Menschen von Ostern 1904 bis jetzt zu den Ihrigen zu zählen; am 1. April 1905 wurde er fest angestellt. Im Mai 1904 hatte er die Ehe geschlossen.

Und nun ist all das Glück, das er um sich verbreitete, in Trümmer gesunken.

Der Krieg rief ihn zu den Fahnen, den unaufhaltsamen Siegeszug durfte er miterleben, am 31. August traf ihn ein Kopfschuß im Gefecht bei Kethel in Frankreich. So hat er den Heldentod gefunden auf dem Felde der Ehre!

Seit altersher preist man die glücklich, denen ein so ruhmvolles Ende zuteil wird. Und Tacitus sagt von den alten Germanen: *lamenta ac lacrimas cito, dolorem et tristitiam tarde ponunt*: Jammern und Tränen legen sie schnell, Schmerz und Wehmut langsam ab — *feminis lugere honestum est, viris meminisse*: Der Frau ziemt die Trauer um den Toten, dem Manne die Erinnerung.

Und wahrlich: eine tiefe, schmerzliche Lücke ist in unsere Reihe gerissen, sie wird sich in langer Zeit nicht schließen; er wird uns allen überall fehlen, und unser Herz brennt in tiefem Mitgefühl, wenn wir an seine Witwe und die drei kleinen Kinder denken.

Bei solchem Schicksalschlage erkennen wir die Wahrheit des Wortes der Heiligen Schrift:

Ein Mensch ist in seinem Leben wie eine Blume, die da frühe blühet, aber bald welk wird, und wie das Gras, das des Abends abgehauen wird und verdorret!

In der Reife der Mannesjahre, in der Blüte des Familienlebens, auf der Walfstatt des Vaterlandes: so ist er dahingerafft.

Er wird fortleben in dankbarer, liebevoller Erinnerung bei uns allezeit!

Vale pia anima!

19. September 1914.

Aber dem großen Kriege, den wir jetzt führen müssen — gegen eine ganze Welt von Feinden — steht das Wort: *Per aspera ad astra* „Durch Not und Tod zum Siege!“

Es ist noch immer ein hartes, heißes Ringen, das sich jetzt auf den französischen Schlachtfeldern, seit vielen, langen Tagen, auf weite Meilen hin vollzieht. Bewöhnt durch den ungestümen Siegeszug der ersten Wochen, ward wohl mancher hier daheim schon kleinmütig und ungeduldig. Ist doch die Geduld eine Tugend, die in der modernen Hast und Unrast uns Heutigen am schwersten fällt, schon in Alltagszeiten, wie viel mehr jetzt, wo wir das Rauschen der Zeit, das Rollen der Begebenheit wie ein hörbares und sichtbares Schreiten Gottes durch die Weltgeschichte verspüren. Ehrlich und offen deckt unsere Heeresverwaltung die Schwierigkeiten und Hemmnisse auf, die sich dem Siegeszuge entgegenstellen, während die französische Regierung von Anfang an die Ungeduld ihres sensationslüsternen Volkes mit Glücksbotschaften befriedigte d. h. belog und betrog, so daß es durch die Wahrheit um so tiefer herabgestürzt werden mußte. Und jetzt vermag es wohl kaum noch in einen glücklichen Ausgang sich hineinzuträumen.

Schweigen, nicht viele Worte machen, ernst die Dinge auffassen, ja schwer, tiefschwer sie nehmen: das ist deutsche Art. Und durch Schweigen oder durch wenige Worte ohne Rühmen und Prahlen hat unsere Heeresleitung uns zur Geduld erzogen, aber auch zu festem Vertrauen, zu Siegesgewißheit. Unsere Sache ist gerecht, ist heilig, denn sie ruht auf Sittlichkeit, auf Wahrhaftigkeit.

Es ist keine Überhebung, wenn wir uns mit Entrüstung abwenden von dem Frevelmute unserer Feinde, denen jedes Mittel, auch das verwerflichste — wie türkischer Meuchelmord — recht ist, um Deutsche zu vernichten, und die Lüge auf Lüge häufen, um die Ungeduld der Völker zu beschwichtigen und um drohenden Aufruhr zu unterdrücken — aber am Ende kommt doch die Wahrheit an den Tag, und Gott, der die Wahrheit selbst ist, läßt seiner nicht spotten.

Vor der Wahrheit mächt'gem Siege

Verschwindet jedes Werk der Lüge.

Das ist das große, herrliche Erlebnis unserer Tage für jung und alt. Wie befreiend von einem Alb der Sorge wirkte gestern auf uns alle die Botschaft, daß endlich der Feind an der Dese und Marne weiche und daß seine Widerstandskraft gebrochen scheine. Jubel und Dank zog brausend durch unser Herz, als die Glocken wieder Sieg läuteten. Gott ist für uns — wer möchte daran zweifeln? — Gott ist unsere feste Burg, unsere Zuversicht und Stärke. Zu ihm beten wir: Hilf uns auch fernerhin, die schwere Zeit in Geduld und Hoffnung tragen, hilf denen, die in der Ferne für uns kämpfen, leiden und sterben, stähle die Kraft ihnen, die fast Unmenschliches, Übermenschliches an Entbehrungen und Anstrengungen erdulden und mit festem Mute die Fahnen zu immer neuen Siegen tragen!

Herr Gott, der du die Wolken und die Winde, aber auch die Schlachten der Völker lenkst, sei mit unseren Heeren und sei uns allen gnädig! Amen.

29. September 1914.

Ihr erhaltet heute die Zeugnisse über das nunmehr ablaufende erste Schul-Halbjahr. Der große Weltkrieg — das spüren wir wohl und bringen es in Anschlag — hat auch Eure Gemüter in Erregung versetzt, auch wohl manche durch ernste und schwere Erlebnisse von der Schularbeit abgelenkt; doch auch nicht wenige glaubten, die veränderten Verhältnisse benutzen zu dürfen und die Zeit auf der Straße zu verbringen. Andere haben ihre Muße und ihre junge Kraft in den Dienst der großen Sache gestellt und als Radfahrer oder als Verwundetenpfleger oder mit anderer Kriegsfürsorge sich nützlich gemacht. Das war recht und brav. — Eins muß diese furchtbar ernste und herrlich große Zeit uns alle, alt und jung, lehren: Wer jetzt nicht seine volle Pflicht tut, der ist der Größe unserer Tage nicht wert.

Was die Heere draußen im Felde in unbefreiblichen Anstrengungen und Entbehrungen, mit

Wunden und Tod erstreiten, das ist vor allem für die heutige Jugend bestimmt. Ihr werdet die Früchte genießen. Drum müßt Ihr deren würdig sein oder werden. Wer will sagen, was in dem Schoße der Zukunft liegt? Der Ernst der Zeit fordert eine eiserne Zucht für die Jugend, auf der die späteren Geschehnisse des Vaterlandes beruhen. Drum rüstet und wappnet Euch zur rechten Stunde, prüft Euch selbst schonungslos, nehmt guten Rat, den milden und strengen, ja auch den harten, willig auf und glaubt: Wenn die Schule in den Zeugnissen über Euch richtet, sie tut es im heiligen Ernst, um Euch zu fördern und dem Ganzen, dem Vaterlande, zu dienen! Um viele von Euch müßte und könnte es besser stehen, wenn der Wille da wäre. Rafft Euch also auf! — Durch unser ganzes Volk geht ein starker Strom einer inneren Erneuerung und Wiedergeburt. Laßt auch Ihr Euch von diesem starken Strom erfassen! Ihr müßt ihn allenthalben spüren. In der Kirche, in der Schule, im Elternhause, in Zeitungen, in Liedern und Büchern.

Neben den Erbfeinden, den Franzosen, sind die Engländer unsere erbittertsten und hassenswertesten Feinde. Wollen wir immer noch mit ihren Flittern uns bedecken und glauben, es sei feiner, beim Spiel die englischen Ausdrücke *game* und *play* usw. zu brauchen als die deutschen? — Wollen wir wirklich immer noch *adieu* oder *adjes* oder *adjüs* täglich vielleicht ein Duzend mal sagen oder ruhig anhören anstatt des so innigen, warmen, treuherzigen *Grüß Gott! Leb wohl! Guten Tag! Auf Wiedersehen* usw.? Seid deutsche Knaben und Jünglinge bis ins Mark! d. h. auch bei jedem Wort, das Euch auf die Zunge kommt! Ist es nicht ein herrlicher Gedanke: Wenn die siegreichen Krieger heimkehren, dann sollen sie ein Volk finden, das alle solche Unarten der Fremdländerei abgelegt hat, da soll ihnen eine Jugend entgegenjubeln, die in allem und jedem, in Denken und Fühlen und in der Sprache kerndeutsch ist? Fange ein jeder mit sich selber an und wirke in seinem Kreise! Es wäre doch wunderbar, wenn das nicht hülfte. Könnte nicht der Junge auch einmal der Erzieher der Alten werden?! Ich glaube, das paßt Euch in den Sinn! Gut, erprobt es! —

Nun wollen wir Kriegspoesie in Wort und Ton erklingen lassen.

15. Oktober 1914.

Seitdem wir uns hier versammelten, ist ein großes, hochbedeutungsvolles Ereignis auf dem Kriegsschauplatz eingetreten: Das stolze, reiche, mächtige Antwerpen ist gefallen! Eine riesengroße Beute ist unser geworden. — Am Tage zuvor hatten die Engländer die Stadt noch für uneinnehmbar erklärt! Und als der Fall sicher war, trieben sie die verängstigten Bewohner, die in die Keller sich geflüchtet hatten, hinaus, mit der fürchterlichen Mahnung, sie sollten vor den Deutschen flüchten, denn die stächen ihnen die Augen aus! Sehen wir in englische Illustrierte Blätter der Tage, so schauern wir zurück vor den Bildern graufiger Mord- und Schandtaten, die unsern Soldaten zur Last gelegt werden. Ja, sie sind so fürchterlich, daß ein jeder von uns für die Unmöglichkeit die Hand ins Feuer legen würde. Ebenso wird von vielen Seiten bestätigt, daß die französischen Gefangenen immer und immer wieder versichern, man habe ihnen gesagt, wer den Deutschen in die Hände falle, werde föfiliert, d. h. niedergemacht oder schändlich zugerichtet, und wurde den Gefangenen die übliche Schonung und Milde zu teil, so waren sie überrascht und wurden mißtrauisch, sie witterten eine List dahinter. In allen englischen und französischen Blättern werden wir, die an Geistes- und Herzensbildung doch mit jeder anderen Nation es wohl aufnehmen können und reicher an schöpferischen Geistern auf allen Gebieten als irgend ein Volk der Welt sonst sind, als Hunnen, als Barbaren verschrien. Woher stammt nun diese furchtbare Verzerrung und Entstellung der Wahrheit? Nur aus dem Haß, den der Krieg gegen den Feind einsflößt? Nur aus der Lust, diesen möglichst schwarz zu malen und zum Abscheu hinzustellen? Ich glaube nicht, auch wenn beides mitwirken mag. Die Engländer suchen uns seit langem schon überall in der Welt so schlecht zu machen, weil sie einfach

uns in unserer Ehrlichkeit und Bescheidenheit nicht verstehen, weil ihnen unser Wesen ganz fremd ist; und da sie dieses als etwas Ungewöhnliches, Großes, Ungeheures fürchten, wollen sie es mit uns aus der Welt schaffen.

Wir wollen nicht Pharisäer sein und uns an die Brust schlagen mit dem Gebet: „Herr Gott, ich danke Dir, daß ich nicht bin wie jene da!“ Es gibt bei allen Nationen gute und schlechte Menschen. Doch das spüren wir in dieser großen Zeit, und das ist eine stählende Überzeugung: Es ist etwas in unserm Volke, das ist so eigen, so herrlich, daß es bei den anderen Nationen sich nicht finden kann, es ist eben das, was in den besten Männern unserer Geschichte das deutsche Wesen ausgemacht hat und in dieser oder jener Form zu einem dauernden Besitztum geworden ist. Es ist das, was unser Volk hochgebracht hat. Es ist die Tiefgründigkeit, mit der wir Deutsche, d. h. die Besten von uns, alle Dinge in der Welt, Gott, Natur, Geschichte, uns selbst aufzufassen gewohnt sind, die Gründlichkeit, die auch das Kleine aus Liebe zur Wahrheit nicht mißachtet oder übersieht, die wissenschaftliche Tüchtigkeit und die Gewissenhaftigkeit in allen Dingen, seien sie technischer, seien sie geistiger und sittlicher Art. Den inneren Wert einer Sache über den äußeren, das Ewige über das Zeitliche, die Wahrheit der Idee über die Flüchtigkeit der Erscheinung zu stellen: das ist echt deutsch.

Und das ist offenbar den anderen Nationen in ihrer Gesamtheit fremd und unverständlich. Sie messen uns mit ihrem eigenen Maße — und das langt nicht. So geraten sie in die Wut des Neides und der Verkleinerungsjucht. Wir brauchen nicht Heuchelei, Lüge, Verleumdung wie die Gegner. Das sind Geburten der Schwäche. Wir fühlen uns stark! — Gerade eure jungen Seelen müssen ja erschauern vor dem Gräßlichen, das die Feinde an Verwundeten und Gefangenen tatsächlich verüben und das sie uns andichten, als ob es deutsche Art wäre, Wehrlosen, Unschuldigen, Verwundeten die Augen auszustechen und Brand und Mord aus Lust am Brennen und Morden zu verüben! — Hegen wir alle um so ernster und treuer das, was das Beste an unserm deutschen Wesen ausmacht! Bedenkt auch Ihr immer, was ein Volk hoch bringt, was jeden einzelnen, alt oder jung, zum Ziele führt, das ist schlichte, ehrliche Tüchtigkeit und Gewissenhaftigkeit. — In diesem Sinne wollen wir das Winter-Halbjahr beginnen und in all der Kriegsnot sprechen mit dem Psalmisten (25): Nach dir, Herr, verlangst mich. Mein Gott, ich hoffe auf dich. Laß mich nicht zu schanden werden, daß sich meine Feinde nicht freuen über mich. Denn keiner wird zu schanden, der deiner harret; aber zu schanden werden müssen sie, die losen Verächter. Leite mich, Herr, in deiner Wahrheit und lehre mich; denn du bist der Gott, der mir hilft; täglich harre ich deiner. Siehe, daß meiner Feinde so viel ist, und sie hassen mich aus Trevel. Bewahre meine Seele und errette mich; laß mich nicht zu schanden werden, denn ich traue auf dich. Schlecht und recht, so erhalte mich und behüte mich, denn ich harre deiner. Gott, erlöse unser Volk aus aller seiner Not! —

5. Dezember 1914.

Alle Religionen predigen die Liebe. Und doch! — Die Welt war vielleicht nie so sehr mit Haß gefüllt wie jetzt, wo die mächtigsten Völker der Erde in blutigem Kriege stehen. Jede Nation ist von dem guten, ja heiligen Rechte ihres Hasses völlig überzeugt und durchdrungen. Und wir erschrecken wohl bei Beginn des Krieges über den lodernden Haß gegen uns und wurden in dessen Verlaufe immer mehr noch gewahr, wie wenig Liebe der Deutsche in der Welt genießt, auch bei den Neutralen, wie Holland und Italien und gar Amerika; erquickend waren nur einzelne Stimmen aus Skandinavien. Das gibt zu denken und fordert zur Selbstprüfung auf. Andere tadeln, verurteilen, hassen ist leicht, sich selbst, auch in den Schwächen erkennen und dann sich bessern ist schwer. Ich will durch einen Vergleich die Stellung Deutschlands unter den anderen Völkern veranschaulichen. Ich wähle ihn aus dem Euch am nächsten liegenden Bereiche, dem der Schule.

Es war einmal ein ungewöhnlich begabter und tüchtiger Knabe, der trat neu in eine mittelmäßige, arg verwilderte Klasse ein. Er war nur arm, auch fehlte es ihm an richtiger Gewandtheit und Lebensart; wenn die anderen leichtsinnig vergeudeten und sich beliebt machten, mußte er sparsam sich beiseite drücken, das machte ihn scheu und ängstlich, auch wohl ein wenig knickerig. Manches suchte er den anderen abzulernen, doch sein etwas täppisches Wesen dabei zog ihm Spott, auch wohl Verachtung zu. Jedoch gelang es ihm, kraft seiner Gaben und seines Eifers, alle Mitschüler in den Leistungen auf den verschiedenen Wissensgebieten zu übertreffen. Das erregte Neid und Mißgunst, zumal ihm rechthaberisches Wesen nicht fremd war. Noch schlimmer aber war es, daß er von dem stärksten und gewissenlosesten Kameraden auf das niederträchtigste bei den übrigen verläumdete wurde, so daß allmählich fast alle gegen ihn standen, nichts mehr von ihm wissen wollten und ihn verabscheuten. Er konnte tun, was er wollte, alles wurde ihm falsch gedeutet, in häßlichster Weise verdreht und verzerrt. Strebsamkeit wurde als Strebertum, seine Bescheidenheit als Maske, seine Freundlichkeit und Friedfertigkeit als Heuchelei angesehen. Das machte dem Ärmsten große Sorge. Was blieb ihm da übrig? Seine Ehre konnte er doch nicht mit Füßen treten lassen. Da er ein kräftiger Bursche war, der auch körperlich seinen Mann stand, war sein Plan bald gemacht. Auf einem Klassen-Ausfluge fing der brutalste unter den Genossen wieder an, ihn zu foppen und zu hänseln und ihn anzugreifen; und die anderen fielen auch wie eine Meute kläffender Hunde über ihn her. Da nahm er alle Kraft zusammen, drückte die schwächeren Gegner beiseite und packte den schlimmsten so fest, daß ihm Hören und Sehen verging und daß er zu Boden stürzte. Die anderen waren wie vor den Kopf geschlagen und staunten; so viel Schneid und Mut und Kraft hatten sie dem bisher Verkannten nicht zugetraut. Die Stimmung gegen ihn schlug um. Bald wurde seine Freundschaft gesucht, aus Achtung erwuchs Vertrauen, aus Vertrauen sogar Liebe, und die übrigen ordneten sich willig dem Starken unter.

Soweit das Gleichnis. Es dürfte durchsichtig genug sein. Deutschland ist ja erst spät als gleichberechtigte Macht unter die übrigen Mächte getreten. Die Völker sahen im Deutschen vielfach nur den Duckmäuser und Büchervurm, den Denker und Träumer. Erst nach und nach erkannten sie, daß geistiges Wissen und Können auch für Technik und Industrie und für den kaufmännischen Handel von hoher Bedeutung sein kann, daß die allgemeine Volksbildung von höchstem Segen, die militärische Zucht eine vorzügliche Charakterchule sei, kurz, daß Deutschland mit seiner Gründlichkeit und Ehrlichkeit, mit seiner jugendfrischen Kraft ihnen überlegen sei; besonders England empfand den Störenfried als lästig, und so suchte es ihn unter Aufhebung der anderen Staaten zu vernichten, mit allen Mitteln, auch den verwerflichsten. Deutschland jedoch trotzte ihm, und noch jetzt stehen sie einander gegenüber. Hoffen wir, daß das Gleichnis auch in seinem Schlusse die Bestätigung finde! — Und was dann? Der Deutsche wird das Urteil der anderen Völker über sich nicht völlig in den Wind schlagen dürfen; er wird nicht wie der römische Tyrann denken: „Mögen sie mich hassen, wenn sie mich nur fürchten!“ Er wird sich mit ihnen friedlich und scheidlich abfinden müssen, am besten wird er das tun, was wir kürzlich bei Tacitus von Agricola lasen, als er zum Heeresdienst nach Britannien ging. Da heißt es: „Er war bestrebt, sich mit der Provinz bekannt zu machen und dem Heere bekannt zu werden, von den Erfahrenen zu lernen und sich an die Besten zu halten, nirgends sich prahlend vorzudrängen, aber auch nirgends zaghaft sich zurückzuhalten, stets ebenso vorsichtig wie energisch zu handeln“. — Das sind Worte voll Staatsweisheit und Lebensklugheit. —

An Gottes Segen aber ist alles gelegen. Und so beten wir mit dem (62.) Psalm Davids: Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft, denn er ist mein Hort, meine Hülfe, mein Schutz, daß mich kein Fall stürzen wird, wie groß er ist. Wie lange stellet Ihr alle Einem nach, daß ihr ihn erwürget, als eine hangende Wand und zerrissene Mauer? Sie denken nur, wie sie ihn dämpfen,

und fleißigen sich der Lügen. Aber meine Seele harret nur auf Gott; denn er ist meine Hoffnung. Du, Herr, bist gnädig und bezahlest einem jeglichen, wie ers verdienet. Sela.

23. Dezember 1914.

Wir feiern in diesem Jahr ein Weihnachten wie nie zuvor. Wer vermag es zu ertragen, das Lied, das sonst in unser Herz jubelnd hineinklang und von unseren Lippen widertönte: O du fröhliche, o du selige Weihnachtszeit! Die frohe herrliche Botschaft: „Friede auf Erden!“ die hören wir heuer nimmer. Die Tausende und Abertausende, die als stille Schläfer in fremder Erde ruhen, die Tausende, ja Millionen, die draußen im Felde stehen, unter schweren Entbehrungen und Anstrengungen, unablässigen Gefahren ausgesetzt und dem Tode ins Auge schauend, schweben uns im Geiste vor und lassen keine rechte Freude aufkommen. Und in wie viele Häuser sind infolge des furchtbaren Krieges Sorge und Kummer, Trauer und Trübsal eingezogen! Auch Euch ist so mancher Anverwandte und Freund entrisen worden, auch Euch allen ist die Schwere der Zeit verständlich geworden. Auch wir in unserer Schule haben einen edlen Kollegen verloren. Doch warum feiern wir denn überhaupt Weihnachten, warum zünden wir doch die Kerzen an dem Weihnachtsbaum an, und warum werden unsere lieben Feldgrauen es dadraußen in den Schützengräben und in den eroberten Dörfern und Städten doch auch tun? Es gibt auch zwischen Freude und Trübsal eine Mitte. Das ist der Ernst, das ist die Weihe der Dankbarkeit. Wir haben allen Grund, an diesem Christfeste zu rufen: „Ehre sei Gott in der Höhe!“

Die Größe der Gefahr, in der unser Vaterland schwebte, die Sorge um das, was kommen kann, das Hoffen und Bangen findet ein Gegengewicht in dem Danke für das, was bisher errungen wurde, für die Bewahrung vor dem, was uns drohte. Ist es nicht etwas wundervoll Großes, daß wir den Feind von den Grenzen zurückgeschleudert haben? Liegt nicht etwas weltgeschichtlich Hochbedeutungsvolles in der Tatsache: Die größte Flotte der Welt konnte es nicht hindern, daß deutsche Kreuzer die Küste ihres Landes zu beschießen vermochten? Englisch-Blut floß unter feindlichen Angriffen auf englischem Boden! Das ist das erste Mal seit langen Jahrhunderten. Das dürfte wohl dem törichtesten Hochmut und Frevelsinn des Inselvolkes eine schwere, ernste Lehre und Warnung sein. Und liegt nicht auch darin etwas weltgeschichtlich Hochbedeutungsvolles, daß die Glocken französischer Kirchen, von Ort zu Ort bis zu den Frontlinien den Schall fortpflanzend, die deutschen Siege über die Russen verkündeten? — Man male sich nur aus, was geschehen wäre, wenn die russische Dampfwalze mit den Millionen wilder, ungezügelter Horden in das Innere unseres Vaterlandes, alles niederreißend und verheerend, gedrungen wäre? Es sind da im Osten Taten vollbracht worden, die den Siegen der Griechen über die Perser, der Franken über die Hunnen, der Deutschen über die Ungarn an Bedeutung nicht nachstehen, ja als Waffentaten sie weit übertreffen.

So ist in dunkler Winternacht ein Licht uns im Osten aufgegangen, das leuchtet wie der Stern zu Bethlehem in dieser Zeit, und das ist der Sieg über die Russen, der Zusammenbruch dieser furchtbaren Macht und die Beseitigung der ungeheuren Gefahr. Darum können wir wohl jubeln „Ehre sei Gott in der Höhe!“

Die Weltgeschichte lehrt es uns auf manchem Blatt, was wir jetzt selbst wieder bewundernd erleben: Nicht die Größe der Heeresmassen ist das Entscheidende in den Kriegen, sondern der lenkende Geist und die Willenszucht der Truppen.

Als Leitstern steht über unseren Heeren und über unserer Flotte das Wort, das der Befehlshaber von Tsingtau dem Kaiser telegraphisch gelobte: „Pflichterfüllung bis zum Äußersten!“

Wir hören aus Schlachtberichten und Feldpostbriefen immer wieder, daß in schwierigen Stellungen den Engländern und Franzosen gegenüber jene Parole von Mannschaft zu Mannschaft, von Schützengräben zu Schützengräben ausgegeben wurde, die „unter allen Umständen“ die Behauptung des Standortes oder die Überwältigung einer feindlichen Heeresmacht forderte.

Was liegt nicht in den drei Worten „unter allen Umständen!“ Das heißt: Schwierigkeiten, Hemmnisse, Gefahren gibt es nicht. Es heißt nur „Durch!“ Und daß unsere Krieger so großartig sich bewähren und so Gewaltiges leisten, das liegt in ihrer Willenszucht, in ihrem Pflichtbewußtsein, in ihrer Hingabe an den großen Gedanken: Das Vaterland steht höher als unser Einzel-Leben, wir müssen siegen! Wenn der Engländer in seinem engen Krämergeist kämpfen will bis zum letzten Penny, so kämpfen die Unseren bis zum letzten Blutstropfen.

In dem Unterschied liegt der Unterschied ganzer Weltanschauungen. Im Deutschen verkörpert sich jener Idealismus, der die Antike und die Blüte unserer deutschen Literatur und Wissenschaft und Kunst durchzieht, im Engländer jener Geschäftssinn, der alles, und sei es selbst ein Völkerkrieg, nur darauf prüft: Was kostet es, und was bringt es ein?

Auf antikem, deutschem und christlichem Idealismus sind unsere humanistischen Gymnasien gegründet, und diesem wollen auch wir allezeit treu bleiben, uns fern haltend von jener Verherrlichung des Fremden, die so oft das echte Deutschtum in vollem Werte zu schätzen die Deutschen abgehalten hat.

Wir wollen uns gerade jetzt immer wieder klar vor Augen stellen, um welche hohen Güter es sich in diesem Völkerringen handelt. Jedermann, ob alt oder jung, frage sich gegenüber der furchtbaren Ernte, die der Tod unter der Blüte unseres Volkes dadraußen hält: Hast du ein Recht zu leben? Faßt du das Leben richtig auf? Ist es dir mehr als Essen und Trinken, Wachen und Schlafen, ja selbst mehr als die tägliche Pflichterfüllung, die nur darauf zielt, vorwärts zu kommen? Unsere ernste große Zeit muß unser Bestreben stählen, immer innerlicher und reifer, wahrer und freier zu werden. Mit Lügennezen umspinnen uns unsere Feinde. Und warum? Weil sie sich innerlich unsicher, unfrei fühlen. Wer mit Unehrlichkeit sich wappnen muß, der ist in sich schwach und hohl, ein Knecht der Lüge. Der Starke führt das Schwert der Wahrheit. Deutschland und Österreich stehen zusammen, Schulter an Schulter, und wechseln Treue um Treue, der eine reicht in dankbarer Anerkennung des Geleisteten dem anderen die Palme des Sieges; bei unseren Feinden klagt der eine den anderen an und schiebt ihm die Schuld der Mißerfolge zu. Hoffen wir, daß all ihr Tun zerschellt an dem Felsen der Wahrheit und zu Grunde geht an der Schärfe des Schwertes!

Heiße Gebete steigen in diesen Tagen unseres christlichen Festes zu dem Schlachtenlenker, der über den Sternen wohnt, empor, und heiße Wünsche und Grüße entbieten wir unseren braven Kriegern in Ost und West. — „Über weite Lande und über das dunkle Meer wandelt schweigend die Weihenacht, kommt aus dem deutschen Lande her, Hat zu wandeln gar weiten Weg, Hat zu tragen gar schwere Fracht. Tausend Gedanken aus Hütte und Haus, Alle in Liebe und Sorge gehegt, Sind ihm zu tragen auferlegt, Soll sie bestellen fern da drauß. Soll dem Sohne am fernen Strand Sagen: „Die Mutter denket dein“. Soll dem Vater im fremden Land Bote von Weib und Kindern sein . . .“ Und die Männer dadraußen denken heim an den Tannenbaum, denken heim an den Lichterglanz, träumen den seligen Weihnachtstraum.

„Und über die Lande und über das Meer Wandelt schweigend die Weihenacht, Kommt aus dem fernen Lande her, Hat bis Deutschland gar weiten Weg, Hat zu tragen gar schwere Fracht. Grüße an all, die in Hütte und Haus Heut' unterm Baume zusammen sind, Vater, Mutter und Weib und Kind, Grüße viel tausend, am Herzen gehegt, Haben die Männer, die fernen, da drauß' Ihr zu bestellen auferlegt. Sorgt nicht — sorgt nicht, sie wird's bestellen“.

In diesem Geiste der Liebe und in dem tiefen Ernst, den die Zeit uns ins Herz gelegt hat, wollen auch wir Weihnachten feiern. *)

*) Ich verweise auf meine Kriegsauffäge: „Der Krieg und der Schulunterricht“ (Deutsches Philologenblatt Nr. 32/33, 2. Sept. 1914); „Die Poesie des Krieges und der Krieg in der Poesie“ (Konf. Monatschrift Okt. u. Nov.-Heft 1914); „Auch der Krieg hat seine Poesie. Ein Gedankengang einer deutschen Stunde“ (D. Philol.-Blatt Nr. 46, 9. Dez. 1914), „Der Krieg in der Poesie“ (D. Philol.-Bl. Nr. 1. 6. Jan. 1915); „Tod, Tragödie und Krieg“ (Konf. Monatschr. Jan. u. Febr.-Heft 1915; D. Philol.-Bl. Nr. 6, 10. Febr. 1915 Nr. 10. 10. März 1915).